

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Herausgeber:** F. Pieth  
**Band:** - (1928)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Zwei Bündner Frauenschicksale im 17. Jahrhundert  
**Autor:** Juon, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-396546>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Gewiß mancher, der diese Namen liest, sieht darunter solche, die ihm bekannt sind, oder zu denen er irgendeinen Anknüpfungspunkt hat. Wir fanden darin noch manche Eintragung von Personen, die wir gekannt haben, die nun aber längst alle gestorben sind; einer zwar, der sich vor beinahe 60 Jahren eintrug, ist erst vor wenigen Monaten aus der Welt geschieden, und es freute uns immer ganz besonders, unsere Bekannten im Buche zu lesen und zu wissen, daß sie einst über den Stelvio gezogen. Was das Buch hauptsächlich interessant macht, ist die Eintragung hoher Offiziere und solcher Persönlichkeiten, die eine Rolle spielten und deren Namen der Geschichte angehören. Es ist auch von Interesse, aus all den Notizen die Lage der damaligen Reisenden zu erfahren, die es ja lange nicht so bequem und so mühe-los hatten wie wir heute, doch ließen sie sich nicht abhalten, den Wanderstab zu ergreifen. Wer weiß, wie mancher von uns heute zu Hause bliebe, wenn es gälte, jene Strapazen durchzumachen, die es unsern Großvätern ein leichtes schien zu überwinden.

---

## **Zwei Bündner Frauenschicksale im 17. Jahrhundert.**

Von Ing. E d u a r d J u o n, Muri bei Bern.

Im Herbst 1927 hatte ich die Gelegenheit, durch Entgegenkommen des Gemeinderates, das Archiv der Gemeinde Safien kennenzulernen. Ich studierte an der Geschichte meiner Vorfahren, und da das ganze Geschlecht J u o n, dessen Glieder jetzt vielfach in der ganzen Alten und Neuen Welt zu finden sind, ursprünglich aus Safien stammt, so ist es selbstverständlich, daß ich in den Schreinen und Truhen dieses weit zurückgreifenden Archivs vieles fand, was von allergrößtem Interesse für mich war. Das Archiv umfaßt den Zeitraum von 1470 bis 1820 und enthält manches Unikum an Pergamenten und alten Siegeln. Es ist im Jahre 1889 durch den verstorbenen Staatsarchivar F. Jecklin in Chur kritisch gesichtet und registriert worden.

Ein bedeutender Teil des Archivs besteht aus gerichtlichen Akten, und eine nicht sehr dünne Mappe unter diesen trägt die Bezeichnung „Hexengerichte“. Zu nicht gelindem Schrecken fand ich auch in diesem Bändchen unseren Namen vertreten,

und es entstammt ihm das erste der beiden Frauenschicksale, von welchem hier mit den Worten des Chronisten oder, besser gesagt, des Aktuars jenes unheimlichen Gerichts erzählt werden soll, gleichsam einen Ausschnitt bietend über Sitten und Rechtsgepflogenheiten jener Zeit. Das betreffende Protokoll ist betitelt: „Confession od. bekantnuß der Maria Juoni so Im Jar a-5: 1658 bestehend; so sey den 22 tag Hornung und zuvor mehr mallig bei der pinlichen Marter Confermyrt und bestätigt hat.“ Nun folgt das Geständnis, dessen Inhalt ich in folgendem sinngetreu anführe. Die Stellen in „Anführungszeichen“ sind außerdem auch wortgetreu. Also:

„Zum erßten hat sie bekant daß sie vor villen Jaren, zuor Zeit ihrer zimlichen Jugend, auf Thännen gedient habe. Da habe sie sich der H..... villmallig vertan, nämlich mit 8 verschidentlichen besonderbaren Mannsperßon etlich malen in der H..... den byschlaf gehabt, welche Mannsperßonen sie alle namhaft gemacht, deren merteil so jetzonder nit mehr bei Läben, Ihres namens: N. B.“

Und zum zweiten hat sie bekannt, daß zur Zeit, als sie in Tenna gedienet und ihres Alters ungefähr bei 20 Jahren gewesen, sie einmal in ihres Meisters Hütten sich schlafen gelegt habe. In der Nacht sei aber einer zu ihr in die Hütte gekommen und habe sie bei Namen gerufen, sie solle mit ihm „zum Tantz“ kommen. Und wenn sie ihm willig folge, so wolle er ihr viel Gutes erweisen und ihr gut zu essen und zu trinken geben, und sie brauche nicht mehr so schweren Dienst zu tun, und sie habe „ja“ gesagt, und da habe er sich ihr zu erkennen gegeben, „daß er der Sathan sey und habe ihr grusame wort vorgesagt sie habe ihm müssen nachsprechen / welche wort nicht gebürlich ist vor dieser ersamen welt zu eröffnen / und sie sey ufgestanden und mit ihm in die alp gangen in welcher der Böse Geist gantz grau geweßen und ein Stöpli uf dem Kopf gehabt“. Da habe er sie das Zaubern oder „Häxen wörrt gelert“ und sie habe ihm darauf gedient.

Und drittens hat sie bekannt: „Der Sathan habe ihr da selbst mit worten und wärken, mittel in die Hand geben, wie sie Lüt und Vieh verderben solle, welche mittel sie damals habe gebraucht und irem Meister ein Kalb verderbet.“

Und viertens hat sie bekannt: Der Satan habe ihr auch einen Stecken und eine grauweiße Salbe gegeben, daß sie hier-

mit in seinem Namen „den Stücken nehmen soll und zum Häxendantz hin und wider fahren“.

Und zum fünften hat sie bekannt: sie habe sich auch damals auf den Stecken gesetzt und „an das Tanner Crütz an einen Häxendantz“ hingefahren, wo viele Personen zugegen gewesen seien, die sie zum Mehrteil nicht gekannt, doch einige Personen, die sie gekannt habe, ihres Namens: N. B.

Und zum sechsten hat sie bekannt: sie habe einmal in der Hütte gelegen, da sei der Teufel durch den Kamin zu ihr in die Hütte gekommen und habe begehrt, sie solle mit ihm zum Tanz gehen, und sie habe ihm gefolgt.

Weiter — ähnlich wie oben, auch wieder mit Angabe der Namen von anderen Teilnehmern, die im Protokoll diskreterweise stets mit „N. B.“ gedeckt sind.

Und zum siebenten hat sie bekannt: — ähnlich wie bei 5, nur andere Ortsnamen.

Und zum achten — ähnlich wie oben.

Und zum neunten — ähnlich wie oben.

Und zum zehnten hat sie bekannt: sie habe durch Hilfe des Bösen Geistes ein Haustier verderbt.

Und zum elften hat sie bekannt: „sie habe drey oder vier Mannen zuo verschiedentlich malen noch weiters 5 Haupt Rind Vieh verderbt“.

Und zum zwölften hat sie bekannt: „sie habe dem leidigen Sathan zu verschiedentlich malen den byschlaf vergönnt, welcher byschlaf nicht nat thürlich sondern Kalter hariger Nat Thur geweßen seige.“

Und zum dreizehnten hat sie bekannt: sie sei durch Hilfe und Mittel des Bösen Geistes einstmals „zuo einer Ägersten (Elster) gemacht und gestaltet und sey dahin geflogen und habe Schaden tun wollen und habe weiters mit Mühe dem einen Man 2 Haupt Rind zusammengeseilt“.

Und zum vierzehnten hat sie bekannt: sie sei — wie oben — zu einer Katze gemacht und gestaltet worden, und sei oberhalb und unterhalb Tenna gegangen, vermeinend, etwas zum Verderben zu treffen, habe aber nichts angetroffen und sei dann wieder zu ihrer Heimat gekommen und wiederum zu einem Menschen geworden.

Und zum fünfzehnten hat sie bekannt: sie sei wieder – wie oben – zu einem Wolf gemacht und gestaltet worden „und sey bei nachts nach Glas gangen und habe daselbst ettliche Schaff getroffen und habe ein Schwarzes Schäfli genommen und getötet und gefressen und wieder Heim gekommen und zu einem Mensch worden“.

Und zum sechzenten hat sie bekannt: sie habe „auf Begehren des Bösen Geistes Gott dem Himmlischen Vater der Wält Heilandt absagen müssen und denselbigen gänzlich verleugnet“.

Und zum siebenzehnten hat sie bekannt: sie habe dem Satan gelobet und versprochen, ihm zu folgen und zu dienen und gehorsam und stets zu Willen zu sein, und sich ihm gänzlich verlobet mit Leib und Seele und sich ihm übergeben.

Und zum achtzenten hat sie bekannt: der leidige Satan hat ihr einstmals einen Glupfen in den Finger gestoßen und Blut auslaufen lassen, und obiges „auf ein Pappyr verschreibt und brieflich gemacht und ein Briefli ihr gegeben und das andere selber behalt und hiermit mit solchem Blut geschlossen. Sie hat noch der finger gezeichnet, wo noch das Zeichen zu ersehen seige“.

Soweit das Protokoll.

Merkwürdigerweise ist am selben Tage und vor demselben Gericht eine Anna Juoni ebenfalls verhört worden und hat von sich fast genau Gleiches, nur unter Anführung anderer Orts- und Personennamen, ausgesagt. Es scheint also, daß zwei Schwestern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gehext haben und dafür gemeinsam büßen mußten. Nur ist das zweite Protokoll von einer anderen Handschrift; es ist, der Missetäterin gegenüber, bedeutend wohlwollender verfaßt, und der „leidige Sathan“ und „Böse Geist“ wird hier unehrerbietigerweise einfach mit „Deibs“ oder gar mit „Deix“ tituliert.

Was aus diesen beiden Hexen geworden ist, darüber schweigt die Geschichte; ich habe kein weiteres diesbezügliches Zeugnis entdecken können. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß wenigstens die Maria Juoni, bei der erdrückenden Last der „unter mehrmaligen peinlichen Martern“ gestandenen Vergehungen und dem auf den Finger geglupften Indizienbeweis, am Scheiterhaufen verbrannt oder geköpft worden ist.

Leider steht ihr Schicksal in der Bündner Geschichte nicht vereinzelt da. Über das Tessin und Graubünden berichtete der

Dominikaner Bartolomé de Spina 1523, daß „jährlich etwa 1000 Frauen als Hexen vor Gericht gezogen und mehr als 100 dem Scheiterhaufen überantwortet werden“. Der Tagsatzung vom Maggiatal von 1531 wird, beispielsweise, berichtet, es seien „unsäglich viele Unholde und Hexen im ganzen Lande“, und in Alt fry Rätien ist es nicht besser. Laut Gerichtsprotokollen der drei Prätigauergerichte sind allein zwischen 1652 und 1660 (also gerade zur Zeit der Maria Juon) weit über 100 Hexen gefoltert, geköpft und verbrannt worden. 1655 sind allein im Castelser Gericht 24 Personen durch Feuer und Schwert hingerichtet worden. Ähnlich auch in den anderen Bündner Landschaften.

Es hat mir, selbstverständlich, keine persönliche Genugtuung gewährt, die zwei gewiß nicht ehrenwerten Damen als „Ahnfrauen“ eruiert zu haben; doch der Umstand, daß zu gleicher Zeit (1660) ein Marty Juon in Safien geboren wurde, welcher später lange Jahre hindurch, geehrt und weit bekannt, die Würde eines Ammanns bekleidete und Stammvater einer ganzen Reihe von Ammännern, Landammännern und Kirchenvögten wurde, sowie, daß früher schon Männer des gleichen Geschlechts in Safien zu Amt und Würden kamen, läßt mich – und hoffentlich auch alle anderen Vertreter unseres Geschlechts – der wiedergegebenen Hexengeschichte mit ungekränktem Ahnenstolze gegenüberstehen, und es wird mir die Veröffentlichung nicht weiter verübelt; ist ja auch die Patina grauer Vergangenheit – der Edelstaub des Alters – mildernd um jenes schreckliche Frauenschicksal gelagert.

\*

Von ganz anderer Art ist das zweite Frauenschicksal, von welchem ich zu berichten habe; es betrifft ebenfalls eine Maria Juon und spielt ebenfalls um die Mitte des 17. Jahrhunderts, doch im Gegensatz zum rauhen und dazumal so weltverlassenen Safien hat es das glühende Andalusien und dessen Hauptstadt, Sevilla, zum Schauplatz.

Um jene Zeit war Sevilla ein Mittelpunkt von glänzendstem europäischen Leben. Die größte Epoche Spaniens, welche mit der Entdeckung Amerikas begann und bis zum Weltbeherrscher Philipp II. dauerte, spielte sich zu ihrem Hauptteil in Sevilla ab. Mitte des 17. Jahrhunderts begann allerdings schon der Niedergang; der Hof hatte seinen Sitz bereits nach Madrid verlegt.

Viele Mitglieder des Königshauses, und vor allem die mächtigen Herzöge von Montpensier, blieben aber nach wie vor in Sevilla, wo sie in herrlichen Palästen ihr freudenreiches Leben weiterführten. Philipp IV. restaurierte gerade das sagenhaft prächtige alte Maurenschloß, das Palais des Alkazar; und die Künste blühten wie je zuvor. Die vor einem Jahrhundert gegründete Universität zog immer noch eine glänzende Schar Gelehrter und Studierender aus aller Herren Länder in ihren Kreis. Weitberühmte Stiergefechte, Ferias und pompöse kirchliche Feste trugen den Ruf der Stadt in alle Lande.

Gewissermaßen im Brennpunkte des hofischen Lebens befand sich die Schweizer Garde, die privilegierte Leibwache der königlichen Familie. Hauptmann dieser Garde war Pankraz Juon, ein Offizier von glänzenden Eigenschaften, damals 33 Jahre alt, hoch gewachsen, mit edlen Gesichtszügen, gleich ausgezeichnet durch seinen Mut und durch Kraft und Geschicklichkeit in der Handhabung des Degens, wie durch seine Freigebigkeit, sein heiteres Wesen, – auch als Lebemann und Zecher ganz Sevilla bekannt. Ihm an Schönheit ebenbürtig, doch ganz anders geartet im inneren Wesen war seine Gattin, Maria. Er: – ein Bruder Leichtsinn, von Genuß zu Genuß hüpfend, ganz aufgehend in dem äußeren Glanz seiner Stellung; sie: – eine tief innerliche Natur, seelisch in sich gekehrt und doch von Herzen mildtätig und stets voll Hilfsbereitschaft gegen die Nächsten, frauenhaft, weich und zärtlich. Seit vier Jahren von ihrem Mann als ganz junge Frau nach Spanien gebracht, die Sprache wohl schon beherrschend, jedoch ohne innigen Anschluß an die ihr so wesensfremde Spanierin, – dabei aber anschußbedürftig und liebebeischend; aufgehend in ihrer Liebe zum zehn Jahre älteren Mann und wohlbesorgt um ihren Haushalt, mit aller Macht bestrebt, ihren Mann ans Heim zu fesseln, ihn von seinen Jungesellengewohnheiten abzuhalten, ewig um ihn besorgt. Leider war die Ehe kinderlos. Die junge Frau war viel allein. Nur ihre Religiösität half ihr über vieles hinaus. Die beständige Angst um ihren Mann, der oft in Händel verwickelt, gewöhnlich spät nachts erst, manchmal zerrauft oder gar verwundet heimkam, zermürbte allmählich ihr Zutrauen nicht nur zu ihrem Lebensgenossen, sondern auch zu sich selbst.

Theater und höfische Anlässe hätten der schönen Maria Juon



wohl Zerstreuung bieten können, – sie wurde viel bemerkt und viel umworben. Besonders war es ihre fleckenlos weiße zarte Hautfarbe und ihr hellgoldblondes Haar, wie ein leuchtendes Oreol ihr schönes Gesicht umwallend, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Doch gerade bei festlichen Anlässen sah sie ihren geliebten Mann von glühend schönen Frauen umschwärmt, und sie zitterte um ihn; sie litt, wenn sie immer und immer wieder von seinen mondänen Erfolgen hörte. Schließlich wurden ihr solche Veranstaltungen ein Greuel. Eher schon fand sie Vergessenheit in der Wohltätigkeit; im Caridad von Sevilla (großes Kloster mit Krankenhaus) wurde sie bald zu einer bekannten und gerne gesehenen Besucherin und Mitarbeiterin. Doch auch dies konnte sie nicht restlos befriedigen, zumal sie auch hier keine Seele fand, mit welcher sie, die Ausländerin, sich aussprechen, welcher sie ihre Sorgen und Kummernisse mitteilen konnte. Und zudem litt Maria an verzweifelterm Heimweh. Es wird nicht gesagt, aus welchen Teilen Graubündens die Frau stammte, – ob sie wohl Safierin war gleich ihrem Manne, – ihrem Typus nach wäre das wenig wahrscheinlich; doch war sie seine Landsmännin, Bündnerin, das wird ausdrücklich erwähnt.

Auf einem der Hofbälle, im Schloß des Herzogs von Montpensier, lernte „Señora Maria“ den damals schon sehr berühmten, auf der Höhe des Erfolges stehenden Maler Don Bartolomé Estéban Murillo kennen. Sie sehen und sich an ihrer hehren, eigenartigen Schönheit entflammen, war für den südländisch feurigen Künstler eines. Verwöhnt, am Hofe hoch geschätzt, reich, schön und von Gaben des Geistes gesegnet, war dieser Kavalier gewöhnt, in seinen Liebeständeleien mit den Schönen am Hofe und in der Gesellschaft, den damaligen Sitten entsprechend, bald Entgegenkommen zu finden. So hoffte er auch, die schöne Señora Maria bald zu erobern. Doch gleich bei dem ersten Annäherungsversuch bemerkte er, daß er vor etwas Neuem stand. Immer mehr wurde er sich der seelischen Größe dieser Frau bewußt, und bald ging seine so schnell entflammte Leidenschaft in ein Gefühl wahrer Liebe zu dieser fremden Frau über. Er suchte sie zu treffen, wo er nur konnte, wurde auch bald gerne gesehener Gast im Hause des Schweizer Hauptmanns. Doch die freundschaftlichen Beziehungen zu der geliebten Frau waren ihm zu wert und ihre Keuschheit war ihm gewissermaßen zu teuer, als daß er sich hinreißen ließ, sie zu bedrängen.



Natürlich war es dem feinen Menschenkenner bald kein Geheimnis mehr, daß die Ehe der Maria tief unglücklich war. Er ging in seiner Uneigennützigkeit so weit, daß er dem Hauptmann Pankraz Juon des öfteren in seinen Händeln beistand, ihn aus gewagten Situationen herausriß, um der Geliebten einige schwere Stunden zu ersparen; er suchte ihn auch zu beeinflussen – freilich ohne Erfolg –, im geheimen jedoch stets der bittersüßen Hoffnung voll, daß die Bande, welche Señora Maria an ihren Mann fesselten, vielleicht dennoch eines Tages brechen würden, und er, Murillo, die Freiheit hätte, um sie zu küren.

Eine Bitte setzte er aber bei Maria durch: daß er sie malen dürfe. Nach langem Zögern, nach Überredungen seitens ihres Mannes, der hierin eine erwünschte Zerstreuung für seine immer trauriger werdende Frau erwartete, und seitens ihrer Freunde und Bekannten, entschloß sie sich, dem Maler zu einem Bilde zu sitzen.

Nun konnte er täglich zu ihr kommen und stundenlang mit ihr sprechen. Auch sie besuchte ihn, von ihrer Duenña begleitet, in seiner berühmten Werkstatt, aus welcher die herrlichsten Schöpfungen der Kunst hinausgingen in alle Welt. Das Atelier befand sich im vornehmen Teile der Stadt, hart am Rande der prächtigen Gärten des Alkazar. Alle Wohlgerüche des Südens und Ostens erfüllten da die Luft. Wie weit, wie unerreichbar schien da der unglücklichen Frau ihre Heimat!

Die Verehrung für das ungewöhnliche Wesen hatte den Maler inzwischen vollkommen verwandelt. Er hatte sein mondänes Leben fast ganz aufgegeben, wurde ernst und von tiefen religiösen Aspirationen ergriffen. Es war im Jahre 1658, und Murillo 39 Jahre alt. Seit dieser Zeit begann er vorwiegend religiöse Gegenstände zu malen, oft zum Visionären und zum Sentimentalen neigend.

Seine ganze Kunst und seine ganze Liebe legte er in das Gemälde, in welchem er seine Herzensgöttin als Himmelsgöttin, als Madonna darstellte; und es war in der Tat wieder ein Musterwerk, was unter seinen Händen entstand. Hochaufgerichtet in ihrer ganzen herrlichen Gestalt, die schönen, großen dunkeln Augen gläubig und voller Hingebung zum Himmel erhoben, in ein wunderbar blaues, in prächtiger Faltung wallendes Gewand gehüllt, im vollen Schmuck ihres goldig schimmernden Blondhaars – auf einer Wolke schwebend, den Drachen unter ihren

Füßen – lebensgroß, verherrlichte er seine Geliebte und Unberührte in seinem Werk.

Die Beendigung des Gemäldes ließ sich nicht lange mehr aufschieben. Inzwischen näherten sich auch die Beziehungen zwischen Mann und Frau ihrer Krise. Immer mehr verstrickte sich der feurige Hauptmann in den verschlungenen Intrigen seiner vielen Liebesabenteuer. Ein aufsehenerregendes Duell; ein nächtlicher Überfall auf ihn; die Offenbarung seiner Beziehungen zu der Frau eines spanischen Granden folgten in raschem Aufeinander. Eines Abends kam es zu einer Aussprache zwischen Maria und Pankraz; leidenschaftliche Worte fielen seinerseits, im Zorn hervorgestoßen; ein geräuschvolles Verlassen des Hauses ohne Versöhnung; stille Verzweiflung bei der beleidigten Frau, die sie fast zur Umnachtung ihrer Sinne führte. In gänzlicher Ratlosigkeit und hilflos rannte sie nachts, in schwarzen Schleier gehüllt, auf die dunklen Straßen Sevillas, ohne sich umzusehen immer weiter stürmend, bis sie sich auf der großen Brücke über den Guadalquivir befand...

Schon am nächsten Morgen war ganz Sevilla durch die Nachricht in Aufregung gebracht, man hätte den Leichnam der edlen Señora Maria Juon nahe der Stadtgrenze aus den gelben Fluten des Guadalquivir gezogen. Ein Unglücksfall – so hieß die offizielle Darlegung – habe ihren Tod verursacht.

Es war ein fürstliches Leichenbegängnis, welches drei Tage darauf zu Ehren der armen Verstorbenen veranstaltet wurde. Blumen ohne Zahl; eine unübersehbare Reihe von reichen Equipagen mit Vertretern der Aristokratie Sevillas; Scharen von Armen, die die Wohltätigkeit der Verstorbenen kannten. Bleich und mit erstarrten Zügen folgte der Maler Murillo dem Leichenwagen. Auch die Garde zog im Trauermarsche auf. Ein einziger war es, der im Leichengefolge fehlte, den man vergebens darin suchte, – das war der Mann der Verstorbenen, der Hauptmann der Garde, Pankraz Juon. Am gleichen Tage, als die Leiche geborgen wurde, verschwand der Hauptmann aus Sevilla, und es gelang trotz eifriger Nachforschungen nicht, ihn zu finden. Wohl wurde später von mehreren Seiten behauptet, daß er im Pilgergewande an verschiedenen Klöstern und Wallfahrtsorten Spaniens gesehen worden; doch war und blieb er der Öffentlichkeit seither verschollen.

Ganze 25 Jahre vergingen, bis auch Murillo an die Tore der Ewigkeit gelangte. Nach dem Tode der Maria Juon hatte der Maler lange getrauert. Das Madonnenbild hatte er gegen die Wand gedreht und es mit anderen Bildern aufgehoben. Gerne hätte er eine Kirche damit schmücken wollen, doch war er ja überzeugt, daß Maria freiwillig in den Tod gegangen war, und das Bild einer Selbstmörderin als Muttergottesbild herzugeben, konnte er sich nicht entschließen. Die Geistesumwandlung im Leben des großen Malers hielt aber an. Trotzdem er den höchsten Gipfel des Ruhmes erklimmen hatte, fand er sich zu seinem früheren Frohmut und Leichtsinn nicht mehr zurück. 1660, also zwei Jahre nach Marias Tode, wurde er zum Gründer der bald zur Weltberühmtheit gelangten Akademie der Künste in Sevilla. Gegen Ende seines Lebens zog er sich aus der Öffentlichkeit mehr und mehr zurück und siedelte in ein Kloster über, immerhin noch weiter in seiner Kunst schaffend. Und da war es, daß er sich der einst so geliebten Frau wieder lebhaft erinnerte. Er suchte unter seinen Bildern jenes Madonnenbild wieder hervor, nahm es mit sich ins Kloster und brachte es in seinem Gebetraum an. Als Bedienten und Gehilfen wählte er sich unter den Klosterbrüdern einen jungen Graubündner. Eines Tages, nicht lange vor seinem Tode, ließ er den frommen Bruder Michael das Madonnenbild aus dem Rahmen heben, ausspannen und zusammenrollen und – schenkte es dem Bruder. Dabei erzählte er ihm die Geschichte des Bildes. „Wenn du einmal wieder in deine Heimat kommst, so nimm das Bild mit, damit wenigstens ihr Abbild ihre geliebte Heimat wiedersieht.“

Nach dem Tode Murillos im Jahre 1682 erfüllte Bruder Michael den Wunsch des Malers. Er brachte das Bild nach einigen Jahren nach Disentis und schenkte es dem dortigen Kloster, ohne von dem Ursprung des Gemäldes etwas zu verraten. In seinen Papieren fanden sich aber die betreffenden Aufzeichnungen. Das Kloster nahm das prächtige Gemälde freudig an und brachte es als Altarbild in der damals soeben fertiggestellten Kapelle zu Acletta, einem herrlich oberhalb des Klosters gelegenen Weiler, an, wo es heute noch in ungeminderter Schönheit zu sehen ist. Wer das Bild zu Acletta gesehen hat, der wird dem Zauber, welcher von dem Meisterwerk und von der erhabenen Gestaltung der Heiligen Immaculata ausströmt, gewiß nicht entgangen sein.

Ist es aber nicht wunderbar, daß im selben Jahre 1658, in welchem eine Maria Juon in Safien als Hexe hingerichtet, eine andere Maria Juon im fernen Andalusien zum Urbild eines der herrlichsten Madonnengemälde auserkoren ward?

Die Madonnengeschichte, welche ich hier nach dem Gedächtnis wiedergegeben habe, fand ich veröffentlicht in der deutschen Zeitschrift „Velhagens und Klasings Monatshefte“ etwa vom Jahre 1904 (oder 1903) unter dem Titel: „Die Madonna von Disentis“, geschmückt mit einer schönen Reproduktion des Madonnenbildes. Als Autor zeichnete ein Dr. Klitscher, Berlin. Ich befand mich dazumal im Fernen Osten in beruflicher Tätigkeit, schrieb aber an den Autor mit der Bitte um genauere Angaben betreffend Authentizität seiner Erzählung. Dr. Klitscher antwortete mir, daß gewiß Wahrheit und Dichtung sich in seinem Opus die Hand reichten, daß ihm immerhin einige Archivmaterialien zu Gebote gestanden haben, die zur Abfassung der Geschichte den Anstoß gaben; er wolle sie mir gelegentlich gerne zur Verfügung stellen. Als ich, nach Jahren erst, beim Autor in Berlin vorsprechen wollte, wurde mir zu meinem Leidwesen mitgeteilt, daß Dr. Klitscher vor kurzem verstorben sei. Doch konnte ich feststellen, daß Dr. Klitscher Kunstwissenschaftler gewesen ist, und daß auch nach Ansicht anderer Kunstgelehrter das Bild der Madonna von Disentis in der Tat Murillos Hand oder doch seiner Schule entstammen dürfte.

Hingegen förderten Nachforschungen an Ort und Stelle, in Disentis, nichts Positives zutage. Der gegenwärtige Verweser der klösterlichen Bibliothek, Stiftsbibliothekar P. Beat Winterhalter, konnte mir nur mitteilen, daß in den Archiven des Klosters durchaus keine Angaben über die Entstehung oder die Erwerbung des Altarbildes zu Acletta vorhanden seien. „Genaueres wisse niemand.“ Von ihm erfuhr ich auch, daß das Bild heute gar nicht mehr dem Kloster, sondern der Pfarrgemeinde Disentis gehöre.

„Die Pläne, Verträge und Rechnungen, aus denen man vielleicht den Namen des Malers hätte ermitteln können, sind im Franzosenbrand anno 1799 zugrunde gegangen“, so berichtet ein Schweizer Kunstgelehrter, der heute ebenfalls verstorbene Dr. A. Hardegger, welcher sich für die Geschichte des Altarbildes gleichfalls lebhaft interessierte, doch eher geneigt war, den Ursprung einem Maler der tessinischen Malerfamilie Biuchi zuzuschreiben.

Allerdings kommt auch A. Hardegger in seiner Schrift: „Die Madonna von Aletta, eine Bündner Klostersgeschichte“ zu folgendem Schluß: „Über den Urheber des Bildes sind schon viele Vermutungen aufgestellt worden. Einige glauben den großen spanischen Maler Murillo darin zu erkennen, andere raten auf eine oberitalienische oder tessinische Malschule. Zu erklügeln, welchem Maler schließlich die Siegespalme zu reichen ist, wollen wir lieber unterlassen.“

Wenn somit die historische Richtigkeit der von Dr. Klitscher gebrachten Version auch nicht erwiesen ist, so widerspricht doch nichts ihrer Möglichkeit. Da die Erzählung aber auch als Legende interessant ist, so glaubte ich sie der Öffentlichkeit -- zumal derjenigen unserer engeren Heimat -- nicht vorenthalten zu brauchen. In meinem Schriftchen „Einiges über den Ursprung des Graubündner Geschlechts der Juon“ (Bern 1925) habe ich der oben wiedergegebenen Geschichte, in anderem Zusammenhange, ebenfalls Erwähnung getan, und ist dieselbe hierauf in der Zeitschrift „La Casa Paterna“ (1925, Nr. 20, 22 und 26) auch in romanischer Sprache erzählt worden.

---

## Chronik für den Monat Oktober 1928.

(Schluß.)

**25.** Herr Professor Dr. R. L. v. Salis-Marschlins hat der Kantonsbibliothek zirka 800 Bände und 50 Broschüren, vorzugsweise über Kirchenrecht, Staatsrecht, bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte, sowie eine Anzahl zum Teil sehr wertvoller großer Zeitschriftenserien geschenkt.

Als Staatsarchivar des Kantons Graubünden wurde aus acht Bewerbern Dr. Paul Gillardon aus Schiers in Chur gewählt.

Für die durch den Rücktritt von Prof. Dr. Ragaz freigewordene Stelle für Deutsch an der Kantonsschule wird von 13 Bewerbern Dr. Alfred Zäch von Oberriet, zurzeit Gymnasiallehrer in Bern, gewählt.

**26.** In Vigens hat Prof. Derungs Fundamente einer alten Kapelle bloßgelegt. Nach der Volkstradition stand dort die alte Gaudentiuskapelle, die im 17. Jahrhundert höher hinauf verlegt wurde. Man fand die charakteristische gotische Kapellanlage mit dem stipes (Grundmauer) des frühern Altars, Reste vom Chortritt, behauene Säulenbasen, menschliche und tierische Knochenüberreste.